

Literatur des Auslandes.

N^o 80.

Berlin, Freitag den 3. Juli

1840.

Frankreich.

George von Guerin.

Ein Hinblick auf einen früh verstorbenen Dichter.

Von G. Sand.

George Maurice Guerin de Cayla wurde auf dem Schlosse Cayla, im Departement des Tarn, gegen 1810 oder 1811 geboren. Seine Familie gehört zu den ältesten des Languedoc. Er begann seine Studien zu Toulouse und vollendete sie im Collège Stanislas zu Paris, welches er 1830 verließ. Hierauf brachte er ziemlich ein Jahr in der Bretagne zu, und zwar bei Herrn von La Rennais, der sich damals mit der Erziehung mehrerer jungen Leute beschäftigte, und kehrte wieder nach Paris zurück, wo er an seiner Ausbildung weiter arbeitete, jedoch ohne rechten Plan und Zusammenhang. Bis zu seiner Verheirathung im Jahre 1838 war sein Leben äußerst einfach und keinesweges literarisch in der äußerlichen Bedeutung des Wortes; nie trat er mit einem Journale in Verbindung, nie gab er etwas heraus. Seine ganze Zeit füllten die Lektüre, poetische Studien und der Umgang mit der Welt, die er sehr liebte, aus. Er starb im vergangenen Jahre auf dem Schlosse Cayla bei seinem Vater und hinterließ nur wenige Bruchstücke.

Diese kurze biographische Notiz ist uns allein über ein schönes Talent überkommen, das sich selbst nicht erkannte und nur wenigen Freunden sich offenbarte, welche seinem Andenken zu huldigen wünschten. Uns hat zu dieser Veröffentlichung das tiefe Mitgefühl bestimmt, welches der Genius einflößt, der in seiner Blüthe dahinwelkt. Guerin's Loos bildet ein Seitenstück zu dem Hégestippe Moreau's, auf dessen düstere Lebensbahn ebenfalls kürzlich die öffentliche Aufmerksamkeit gelenkt worden ist. Wenn indes das düstere Schicksal Beider eine große Aehnlichkeit darbietet, wenn Beide gleiche Ansprüche auf die Kränze des Ruhmes haben, die nie ihre Stirn umkränzen, so unterscheiden sie sich durch die besondere Beschaffenheit ihres Talents, durch ihre innere Eigenthümlichkeit, durch die Veranlassungen ihres Lebensüberdrußes — denn Beide litten am Spleen —; besonders aber knüpfen sich ganz verschiedene Betrachtungen an die Wendung ihres Schicksals. Die unrigen sollen kurz und ehrsüchtigvoll seyn, denn George Guerin trug seinen Schmerz still und edel bis zum Grabe.

Gewiß sind nur zu häufig das unruhige Hasten nach den materiellen Gütern des Lebens und das Bedürfnis, eine kleinliche Eitelkeit zu befriedigen, die Ursachen, welche die Seele des Dichters undüffern und zum Lebensüberdruße und zum Selbstmorde führen. Aber wenn wir einem stummen Schmerze gegenüberstehen, der ohne Stolz und ohne Erbitterung getragen wird, wenn wir ein Leben sich verzeihen sehen, weil es ihm an edler Nahrung fehlt und welches ohne feige Lasterung erlischt, so liegen darin tiefe Lehren, die bei dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft ein Jeder auf sich selbst anwenden kann. In einem solchen Falle kann der gesunde Menschenverstand das Richteramt übernehmen und entscheiden, ob der Dichter, der von dannen geht, oder die Gesellschaft, die er zurückläßt, undankbar, vergesslich und gefühllos war.

George Guerin war weder ehrgeizig, noch genussüchtig, noch eitel. Seine vertraulichen Briefe, die geheimsten Offenbarungen seines Innern, zeigen überall, wo er auf den vergänglichen Ruhm der Tageschreiberei zu sprechen kommt, eine Resignation, welche bis zur Gleichgültigkeit geht. „In die große Welt, — wir lassen einen Freund reden, dem er sich eröffnete, — brachte er eine vollkommene Eleganz, ein edles Benehmen und eine gewählte Sprache mit; er war nicht geeignet, in Gesellschaften zu glänzen und Aufsehen zu erregen, aber in seiner ganzen Erscheinung lag etwas Zartes, Feines, Anziehendes, das ihm eigen war und das einen unwiderstehlichen Eindruck machte. Die Unterhaltung liebte er außerordentlich, und wenn er mit Leuten zusammentraf, die zu reden verstanden, so lebte er auf und genoss ihres Gesprächs, wie er sich der Musik, des Duftes einer Blume oder des Lichtes erfreute.“ — Er war krank, und seine Faulheit des Schaffens, seine Faulheit des Lebens, wenn wir so sagen dürfen, hielten vielleicht eine innere Kraftanstrengung zurück, die ihn hätte retten können. Sein frühzeitiges Ende darf also nicht geradezu der Gesellschaft beigegeben werden, aber sie trägt die Schuld der gräßlichen Erschlaffung, der schmerzlichen Abspannung, welche seine Kräfte aufrieb, ohne daß eine Offenbarung des Ideals, welchem er nachjagte, ihm tröstend zur Seite getreten wäre, ohne daß eine

kräftige und belebende Lehre in die Tiefe seiner Seele gedrungen wäre. Bevor wir aber die furchtbare Gefühllosigkeit der Gesellschaft oder vielmehr die Verabsäumung ihrer Mutterpflichten gegen ihre edelsten Kinder aufdecken, wollen wir zunächst den Charakter des Unglücklichen schildern, damit man einsehe, was ihm fehlte, um in seiner Seele die Liebe zum Leben zu entzünden.

Er war einer von den Geistern, welche die gemeine Wirklichkeit nicht ertragen können, welche dem Schönen und Wahren zustreben und ihrer eigenen Schwäche fluchen, wenn sie es nicht erreichen; er krankte mit einem Worte an den grausamen Leiden, die ihren poetischen Ausdruck in Keus, Obermann und Werther gefunden haben. Die 13 Briefe George Guerin's, welche uns vorliegen, sind eine eben so schöne, eben so rührende Monodie wie die schönsten psychologischen Gedichte, welche zur öffentlichen Kenntniß gekommen sind. Für uns haben sie einen noch viel rührenderen Charakter, denn sie sind das Geheimniß einer unbefangenen Traurigkeit, die ihren Schmerz nicht mit künstlichem Faltenwurfe umhüllt. Es spricht sich darin eine natürliche Poesie, eine unbewusste Größe aus, ein Schwung der Ideen und des Styls, welche gedruckte Werke nur selten aufzuweisen haben. Wir führen einige Bruchstücke an:

„Ich hätte Ihnen Vieles aus dem Abgrunde der Langeweile, in welchem ich schmachte, zuzurufen, de profundis clamo ad te; aber ich darf mir diese Thorheiten nicht gestatten. Sie lindern das Uebel nicht, und man nimmt die lächerliche Gewohnheit an, sich zu beklagen. Wir leiden alle an so vielen uns unbekanntem Lächerlichkeiten, daß wir wenigstens die offenbaren nach Möglichkeit verhüllen müssen. Einst sagten Sie mir, daß ich beim Scheiden aus dem Collège wahrscheinlich alle Ueberspanntheiten und einfältige Phantastereien der damaligen Jugend getheilt hätte, daß ich aber jetzt wohl wahr seyn und nicht den Lebensüberdrußigen spielen würde. O, zweifeln Sie nicht daran; ich fühle, daß ich nicht vernünftig bin, aber ich besitze einigen Geschmack, welcher der Verstand des Geistes ist, und, meiner Ansicht nach, giebt es nichts Lächerlicheres als diese Phantastereien. Ich habe das Unglück, mich jetzt zu langweilen, wie einst auf den Bänken des Collège Stanislas; dies ist die Aehnlichkeit. Damals sagte ich mehr, als ich fühlte, jetzt sage ich weniger; dies ist der Unterschied.“ — — —

„Der Tag ist traurig, und ich bin wie der Tag. Mein Freund, was sind wir doch, oder vielmehr, was bin ich, daß mich alle Dinge so schmerzlich berühren, und daß meine Laune vom Wechsel des Lichtes abhängt. Anfangs dachte ich, diese sonderbare Reizbarkeit sey ein Fehler meiner Jugend, der mit ihr verschwinden würde. Aber der Lauf der Jahre, auf den ich hoffte, zeigt mir, daß mein Uebel unheilbar ist, und daß es sich immer mehr verschlimmert. Selbst die gleichmäßigsten und friedlichsten Tage, werden für mich von kleinen Zufälligkeiten unterbrochen, die nur mich stören können. Dies geht bis ins Unglaubliche. Was wäre wohl zusammenhangsloser als mein Leben und welcher seine Fäden beweglicher als meine Seele? Kaum habe ich einige Seiten an dem Werke geschrieben, welches mich anfangs so sehr anzog; Gott weiß, wann ich es beenden werde. Gewiß aber soll es zu Ende kommen, denn ich will nicht, daß dieser so abspringende und unbeständige Geist seinen Willen habe. Es werde daraus, was da wolle, so sollen Sie das Werk haben, und zwar ein sehr dickes.“

— „Wenn ich den Anwandlungen von Bernunft glauben wollte, die ich zuweilen habe, so würde ich nicht ein einziges Wort schreiben. Je weiter ich vorrücke, desto beängstigender und unfassbarer steigt das Reibelbild (das Ideal) neben mir auf: Das eigenthümliche Wort, der Ausdruck, welcher allein paßt, wie La Bruyere es nennt, stellt sich mir nie, und ich fühle nie die Befriedigung, ihn gefunden zu haben.“ — — —

In einem anderen Briefe ist seine instinktartige und abstrakte Liebe zur Natur ausgesprochen.

11. April 1838. — „Gestern fieberte ich; heute ist Schwäche, Abspannung, Erschöpfung eingetreten. Der Himmel ist heiter, die Sonne herrlich. Ach, warum sitze ich nicht im Schatten der Wälder! Sie werden über diesen Ausruf lächeln, da an den Bäumen noch nicht die ersten Knospen zu sehen sind, welche Bernardin de St. Pierre die Tropfen des Grüns nennt. Vielleicht erwächst mir aus dem Dunkel des Waldes in der Jahreszeit, wo das neue Leben sich in die Spigen der Zweige ergießt, etwas Gutes, und vielleicht erhalte auch ich einen Antheil an der Fülle der Fruchtbarkeit und der Wärme. Ich komme, wie sie sehen, auf meine alten Einbildungen über die natürlichen Dinge zurück; es ist dies die unhemmbare Neigung